

Dortmunder Tageblatt

Ersteinst täglich
mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage.
Abonnementspreis
bei laufender Post mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem beiliegenden Sonntagsblatt 1.50 Mk.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 4.50 Mk.
Rotationsdruck und Verlag, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schöner, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u. Sörde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.

Expedition: Dortmund, Prinzenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Dortmund, Dienstag, den 8. Februar 1910.

27. Jahrg.

Nr. 32.

Erstes Blatt.

Heydebrand.

Wie ein Nachhall aus vergangener Zeit klingt es, wenn man die einleitenden Ausführungen der großen Rede liest, die Herr von Heydebrand und der Sohn auf der hannoverschen Tagung seiner Partei gehalten hat. In einer Probenrede, in der die Gegensätze zwischen Konservativen und National Liberalen so scharf sind wie nirgend sonst, beginnt der Führer der Konservativen seine Rede mit einer ostentativen Anerkennung der großen Verdienste, die sich die national liberale Partei speziell in Hannover erworben habe. Und was hier von den National Liberalen gesagt ist, wird sehr bald auch auf die anderen Liberalen ausgedehnt: „Wir haben jetzt große gemeinschaftliche Pflichten zu erfüllen und wir wissen wohl, was die großen Liberalen Parteien für unser Vaterland zu bedeuten haben.“ Dieß ist das nicht beinahe wie eine Wiederkunft, eine Einladung zu einem neuen Versuch mit der konservativ liberalen Paarung? Herr von Heydebrand meint es sicherlich nicht so; was ihm vorschwebt, ist nicht der alte Willkomm, der zu einer gewissen Kampfstellung gegen das agrarisch-konservative Zentrum zwang, sondern eine feindlich-antagonistische Koalition mit der Spitze gegen die Sozialdemokratie und unter Ausschaltung des entschiedenen Liberalismus. Deshalb die Bekämpfung des Heydebrand'schen Lobes auf die großen Liberalen Parteien und deshalb die Hervorhebung: „Wir haben einen gemeinsamen Feind, der energisch an der Spitze unserer ganzen Staats- und Gesellschaftsordnung rüttelt.“ Dieser antijohannismus-kämpferische Wille ist in der Tat die beste Rettung der Konservativen aus den schlimmsten Nöten, in denen sie sich seit der Reichsfinanzreform befinden. Die konservative Tonart ist feister ja bei den verschiedenen Gelegenheiten so urtümlich und lockend geworden! Unverkennbar Draufgänger wie Dr. Hahn und der hannoversche Oberbürgermeister werden von dem ersten Führer der Partei in lauter noch verklärter Form gerühmt. Der „scharfe, schneidende Klinge“ des Dr. Hahn wird eine gnädige Redefloskel gewidmet, aber sofort hinzugefügt: damit sei es nun genug und man müsse sich jetzt wieder zu verständigen suchen. Und auf den rednerischen Erfolg des Herrn von Heydebrand bezieht sich die feierliche Betonung, daß die konservative Partei an den verfassungsmäßigen Rechten des Volkes nicht rütteln lassen wolle. „Wir haben eine Empfindung dafür, und wir glauben, daß in unserer modernen Zeit eine Beschränkung dieser Rechte nicht am Platze ist. Wir wünschen ein freies Volk; wir wissen, daß auch in der Freiheit sich eine starke Autorität bewahren kann.“ Ein freies Volk? Es sind falsche Töne, die diese Rede in die konservativ-konservative Musik hineinbringt. Eben ist

die Wahlrechtsvorlage Ereignis geworden, die die preussische Regierung nach agrarkonservativen Rezepten hergestellt hat: ein Werk, so bar jedes politischen Gedankens und jedes Funken von Verständnis für die Notwendigkeit der Zeit, daß die absolute geistige Ohnmacht seiner Urheber nicht trauriger dokumentiert werden konnte. Die hier gebotene neueste Frucht des preussischen Konservatismus ist für den Geist dieser politischen Richtung bekräftigender als der vorsichtig berechnete Meinungsseid des Herrn v. Heydebrand; sie wird, wie wir hoffen, auf die Massen, deren politische Rechtslosigkeit neu sanktioniert werden soll, so aufreißend wirken, daß die völlige Wirkungslosigkeit aller befähigenden Maßnahmen schließlich auch den konservativen Machthabern aufgehen wird. Herr von Heydebrand hat seine politische Weisheit schließlich in die salomonischen Worte zusammengefaßt: „Wir wollen eine freie und doch gleichzeitig gebundene Entwicklung.“ Das ist ein wunderbarer Formel: sie klingt halb liberal und gleichzeitig doch ohne weiteres eine ganz reaktionäre Anwendung. Eine „gleichzeitig gebundene Entwicklung“: diese reservatio mentalis hebt alle scheinbar vorangegangenen Zuhändnisse an freiheitliche Auffassung in aller Form wieder auf.

Das Deutsche Haus auf der Brüsseler Weltausstellung.

S. u. H. Brüssel, 6. Februar.

Die bevorstehende Brüsseler Weltausstellung, die im April d. J. eröffnet werden wird, bringt wieder die Einrichtung eines Deutschen Hauses, das schon auf der Chitagoer Weltausstellung und später auch auf der Pariser einen vollen Erfolg hatte. Als Vorbild wird diesmal Deutschland seine Ausstellungsstellen, in die sich das Deutsche Haus als Repräsentationsraum organisch einfügen soll, mit Hilfe Belgiens selbst bauen, da die belgischen Hallen bereits fast überlastet sind. Für den Bau einzelner Hallen sind hervorragende deutsche Architekten und Künstler gewonnen worden. Die Ausführung wird direkt von Berlin aus geleitet und ist dem Architekten Otto Walter unter der Aufsicht des Reichskommissariats übertragen worden. Bei diesem Beschlusse ist man einem Vorschlage des Professors Emanuel von Seidel gefolgt, der mit dem Entwurf der Pläne für das Deutsche Haus vom Reichskommissariat betraut worden ist. Die westliche Tendenz der Hallenbauten geht dahin, einen interessanten, architektonischen Abschluß zu zeigen, ohne ihren Charakter oder ihre Konstruktion irgendwie zu verlegen. Bei den Hallenkonstruktionen wird u. a. als Erneuerung ein gebogener Holzträger verwendet, der eine Spannweite von 43 Metern ohne jede Unterstützung hat. Die Gebäulichkeiten selbst sind in der Hauptsache sehr einfach gehalten, immerhin zeigen sie aber eine stark vornehme Tendenz und fortschrittliche moderne Denkungsweise. In der Farbe sind sie

möglichst einfach zusammengehalten: weiße Fassaden mit grauen Ziegeldächern, schwarze Säulen und teilweise Vergoldungen, die hauptsächlich an den Pfosten. Bestimmend hierfür war, daß den Bauten der holländische bunte Blumenstrauß vorgebildet ist und daß es möglich wurde, diese Farbenanlagen so aufzumachen, daß sie auch in ihrer Ausgestaltung mit Platten, Wänden usw. das ganze Bild ergänzen und heiter gestalten. Unter den Platten des Giebels befinden sich eine riesige Reiterfigur auf einer 18 Meter hohen Sandsteinssäule von Bildhauer Ebbinghaus, Berlin, die Produktivität darstellend, sowie Rumpfenburger Porzellanarbeiten. Das Innere des Repräsentationsgebäudes ist in seinen unteren Teilen reichhaltig mit Vorhängen ausgestattet. In dem Treppenhause wurde der von der Ausstellung München 1908 her bekannte Brunnen von Professor Hildebrand aufgestellt. Dem Bureau des Reichskommissariats ist ein Empfangssaal vorgeordnet. An den Empfangssaal schließt sich ein elegantes Samenzimmer an, während auf der anderen Seite des Gebäudes ein Vortragsaal eingerichtet ist. Die Treppen führen zu einem großen Repräsentationsaal, der für größere Feste direkt mit den Restaurationsräumen in Verbindung gebracht werden kann. Der Saal ist hauptsächlich als Wohnbühnen interessant. Die Räume werden mit Damast geschmückt werden, außerdem hat der Prinzregent, da bei der ganzen Ausstellung die Münchener Kunst so stark im Vordergrund steht, zur Ausschmückung ausnahmsweise auch die Herkulesgabeln der Münchener Residenz zur Verfügung gestellt. Das Weinrestaurant ist in seinem ganzen Innern als Porzellanpalast durchgeführt und zwar von der Porzellanmanufaktur Nymphenburg. Ein besonderes reizvolles Moment der Ausstellung dürfte das unter Wänden liegende Münchener Haus bilden, das, von den vereinigten Münchener Bauvereinen ausgeführt, sowohl in seinem Bauwerk wie in seinem Innern die Münchener Architektur und Kunst speziell auf diesem Gebiete vorführt. Es ist zu hoffen, daß Deutschland durch die geplanten Bauten eine würdige Vertretung auf der Ausstellung erhält.

Ausland.

Belgien.

Brüssel, 7. Febr. Mit einer bedeutungsvollen Angelegenheit wird sich demnächst die Deputiertenkammer beschäftigen. Es handelt sich nämlich um ihre Zustimmung zu einer gerichtlichen Verfolgung, die gegen einen der Deputierten eingeleitet werden soll. Der Abgeordnete, ein Herr Subin, ist Sozialist, und in dieser seiner Eigenschaft als Mitglied einer der Klassenpartei und mit ihr die bürgerlichen Gesetze gründlich verachtende Partei, hat er denn ein Verbrechen gegen die bestehende Ordnung begangen, das nach Ansicht

der Staatsanwaltschaft unbedingt gesühnt werden muß. Zwar hat er sich keine hochverräterische Handlung zu Schulden kommen lassen, er hat auch kein Dynamitentat oder eine sonstige iener Selbsttötung verübt, wie sie in Belgien an der Tagesordnung zu sein pflegen, sobald das geknechtete Volk unter sozialistischer Leitung des kapitalistischen Joch ein wenig zu lockern sucht. Aber er hat doch vor nunmehr sechs Monaten sich in anderer Weise frech gegen das Gesetz aufgelehnt, indem er auf einer Reise nach Brüssel in einem Abteil für Nicht-raucher troika eine Pfeife rauchte. An die Aufforderung des Schaffners, die Pfeife wegzulegen, hörte sich Herr Subin nicht im mindesten, ja er fing hierauf sogar an, der schaffnerischen Autorität zum Trotz sich in noch dickere Rauchwolken zu hüllen. Ein solches unerhörtes Vergehen dürfte man selbst bei einem Deputierten nicht ungestraft hingehen lassen, und auch der Antrag des Vertreters der Staatsanwaltschaft zum Friedensgericht in Brüssel wird daher das hohe Haus der Abgeordneten demnächst seine Anstalt über jene Treuehaltungsangelegenheiten haben. Selbstredend werden sich bei dieser Gelegenheit die Sozialisten in endlosen Reden für ihren bürgerlichen Engherzigkeiten ergehen, und die Strafe von 3-5 Francs, die Herrn Subin im ungünstigsten Falle treffen kann, wird Tausende von Franken an Tagesgeldern für die Deputierten verschlingen. Aber was liegt hieran, wenn nur der Gerechtigkeit Genüge geleistet wird! Hat justizias veramt mundus! Wenigstens der misera Plebs gegenüber ist dieser Grundhaß in Belgien noch immer hochgehalten worden.

Oesterreich-Ungarn.

Wien, 7. Febr. Das Militär-Sanitätskomitee hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, den Gesundheitszustand des wegen Giftmordes angeklagten Oberleutnants Hofrichter durch einen Sachverständigen untersuchen zu lassen. Die Untersuchung soll nicht allein wegen bestehenden Verdachts einer Giftvergiftung, sondern im Sinne des Militärstrafprozesses zur Klarstellung der Angelegenheit erfolgen.

Wien, 7. Febr. Wie die „Neue Freie Presse“ erfährt, fanden die Schlußmächte ihren Konsulin in Kanea eine in kategorischer Weise abgefasste Note zur Übergabe an die türkische Regierung.

Frankreich.

Paris, 7. Febr. Die heute im Ministerrat angenommene Marinevorlage sieht für die Schlachtflotte 28 Panzerschiffe, 10 Aufklärungschiffe und 52 Hochseetorpedoboote vor, während für die Küstenverteidigung 94 Unterwasserboote und für ausländische Stationen 10 Schiffe bestimmt sind. Die Panzer der Schlachtflotte sollen in zwei Verbände, jeder zu zwei Geschwadern, davon eines mit voller und eines mit reduzierter Besatzung, eingeteilt werden.

Gesamtsumme der Auslandsausgaben für Frankreich.

Paris, 7. Febr. Die Gesamtsumme, die bisher vom Auslande für die Opfer der Ueberflutungsflutkatastrophe eingekauft ist, beläuft sich auf vier Millionen Frank. Die Sammlungen der Pariser Presse erreicht bis heute über drei Millionen Frank.

warnender Blick Gregors hat sie getroffen, begleitet von einem unmerklichen Kopfschütteln. „Ich war zu schlaftrunken, um es bestimmen zu können“, stammelt das Mädchen.

Ein scharfer, forschender Blick Herrn Niegows, unter dem sie dunkel errötet, fliegt über sie hin, doch sagt er nichts.

Bald darauf verlassen die beiden Herren die Wohnung, um nach dem Täter zu forschen, und Dora ihrerseits sucht ihre Böglinge auf.

Der Gregor nicht sehr blaß ausgesehen, und zitterten seine Hände nicht, wenn er die Kaffeetasse zum Munde führte?

Der Vormittag vergeht in gewohnter Weise, als man sich aber zum Mittagessen versammelt, fehlt Bibia.

„Verdammte Unpünktlichkeit!“ murmelt Herr Niegowo verdrießlich. „Ich mag dergleichen nicht mehr länger leiden.“ Und sich zur Haushälterin wendend, befiehlt er: „Rufen Sie Bibia Semenowna. Ich lasse ihr sagen, daß sie augenblicklich zu Tisch kommen soll.“

Die Haushälterin entfernt sich und kehrt nach einer Weile mit betretenem Gesichtsausdruck zurück. „Bibia Semenowna hat die Tür von innen verschlossen und gibt auf mein Rufen keine Antwort“, meldet sie.

Herr Niegowo springt heftig auf. „So will ich selbst gehen“, stößt er heiser hervor. Bevor noch seine Gattin ihm ein paar beruhigende Worte zusprechen vermag, ist er fort.

Frau Walesta, die totenbleich geworden ist und mit ihr alle Anwesenden hören, wie er mit der Faust an Bibias Tür schlägt und grollend ihren Namen ruft. „Wieder und wieder, ohne daß sie eine Gegenantwort vernimmt. Länger vermag Frau Walesta ihre Unruhe jedoch nicht zu zügeln, am ganzen Leibe zitternd, erhebt sie sich und schreit hinaus, die andern, voran Gregor, folgen ihr.“

Der Hausherr aber haut noch immer wütend auf die Tür ein, er tritt mit dem Fuß nach ihr, aber vergebens. „Die starken, kessernen Stämme wanken und weichen nicht.“ Eine Art, „schreit er, „eine Art!“

Schon flüßt einer der Bedienten davon, um sie zu holen, im nächsten Augenblick ist sie zur Stelle, und von einem wichtigen Gieb getroffen, springt die schwere Tür krachend auf.

170,18

Die Kinder des Sträflings.

Roman von A. Sinowka.

Die deutsche Heimat verschwindet in nebelhaften Fernen. Sibirien, die weite, unendliche Taiga ist fernherhin ihre Heimat.

Als sie ins Wohnhaus treten will, sieht sie Scharen von Männern, Frauen und Kindern sich vor dem nächstgelegenen Gebäude, dem Warenhaus, drängen. Zum ersten Male in diesem Jahr wird heute ein Trupp von fünfzig Arbeitern nach dem etwa dreißig Werst entfernten Schurfeld geschickt, und nach alter Sitte bewahrt man die Leute vor dem Auszug mit Branntwein. „Wein, wie das sibirische Landvolk das starke süßliche Getränk nennt. Neugierig tritt Dora näher und sieht zu, wie jeder der Schürer ein großes Glas voll erhält. Der Rest wird in der großen, offenen Halle des Warenhauses auf Flaschen gezogen, die man nebst andern Lebensmitteln auf Schubkarren ladet. Denn die Schürer bleiben mehrere Wochen fort und nehmen Provision mit, der alle acht Tage erneuert wird. Ein geräumiges Blockhaus, in dem sie während der Zeit wohnen, ist schon zuvor errichtet worden. Vor wenigen Tagen ist Dora mit Herrn Niegowo, Gregor und den Kindern dort gewesen, um den Bau in Augenschein zu nehmen. Eine lustige Fahrt war es, an die das Mädchen noch mit Vergnügen zurückdenkt.

Jetzt haben die Arbeiter sämtlich ihre Zeit erhalten. Nach kurzem Abschied von Frau und Kindern ziehen sie ihre Wagen vor Gregor, der neben dem mächtigen Branntweinfaß steht und dem Aufseher der Schürer noch einige Verhaltensmaßregeln erteilt, dann ordnen sie sich zum Zuge und schreiten langsam, paarweise die Dorfstraße hinab, in die Taiga. Die Karren mit dem Branntwein, die von Pferden gezogen werden, fahren im Schritt voran. Sie sieht wunderbar aus, wie die Karren in ihren saligen, roten Rinden und den breit abstehenden, plüschigen Rinderhöfen fast auf der Dorfstraße liegen, so niedrig, daß ihre Räder beinahe die Erde berühren.

Einer der Arbeiter hat das sogenannte „Marischied“ angenommen und mit rauhen Stimmen sind die übrigen eingestiegen. „Warum gehen wir längs dem Meere...“

Werken ab des Rummers Schwere usw.“, hört man es noch von fernher schallen.

Während die Frauen und Kinder der Schürer sich schwermütig streiten, eilt auch jetzt Dora ins Haus. Dort tritt Alexandra ihr entgegen.

„Sieh, was ich für dich habe!“ ruft die Kleine, einen Brief in der hochgehobenen Hand haltend.

Dora greift rasch danach. Sie hat noch nicht viele Briefe erhalten, seit sie in Sibirien ist, aber wenn es einmal geschieht, kommt sie sich förmlich wichtig vor. Dieser hier ist von ihrer liebsten Freundin aus dem Warenhaus.

Sas Frida wohl sagen wird, wenn sie erfährt, daß ich mich in Sibirien verheiratet! denkt sie. In ihrer heutigen Glückstimmung bringt sie ein Jegliches, das ihr begegnet, in irgend eine Beziehung zu der Geschiedenen ihrer jungen Liebe.

Nachdem sie den Brief gelesen hat, steckt sie ihn in die Tasche, um ihn erst spät abends zu verpacken. Als sie jedoch das geheime Fach ihres Schreibpultes, in das sie ihre wenigen Schriftstücke zu legen pflegt, öffnet, prallt sie erschrocken zurück.

Bibas Bild, das zusammengebundene Päckchen Briefe und das goldene Armband sind fort!

Wie ist das möglich? Dora hat die Sachen vor wenigen Tagen noch dort liegen gesehen und den Schlüssel zum Pult stets bei sich getragen. Auch jetzt eben hatte sie es fest verschlossen gefunden.

Dem jungen Mädchen zittern die Knie, sie schließt das Pult rasch zu, verriegelt es und legt den Schlüssel in die Schublade ihres Nachtschiffes. Dann klettert sie in fliegender Hast aus, legt sich zu Bett und gießt das Gedächtnis bis zum Rinn empor, wie die Kinder es tun, wenn sie sich vor Gespenstern fürchten. Wie unheimlich das alles ist. Keinen Augenblick sicher zu sein, daß man nicht beobachtet wird, kein Mädchen zu besitzen, das nicht untersucht wird. Schauerlich! Der Sonnenschein, der den ganzen Tag über ihr Herz gefüllt, ist gewichen, sie freßt und kühlt sich so verlassen, so verlassen. Doch nur für einen Augenblick. Als sie sich vornimmt morgen mit dem Geliebten von der rätselhaften Taiga zu sprechen, fällt sie sich sofort beruhigend, und es überkommt sie sogar so etwas wie ein grüseliges Begehren, ähnlich wie man es beim Lesen eines Sputromanes empfindet.

welche aus den Staatsgemächern des Jildiz-Kiosk in Konstantinopel erworben sind.

von Montag, den 7. bis Freitag, d. 11. Februar

Ansstellung I. Etage.

Besichtigung ohne Kaufzwang erbeten.

Neu eingerichtet: Eigenes Einkaufsbureau in Konstantinopel.

Magnifrat:

Zeilenpreis 15 Pfg. Wohnungs- und Stellenanzeigen 10 Pfg.

Dortmund, Betenstr. 9.
— Fernruf 3215. —

51

நுநிதி.

... nie. Denf

Zweites Blatt.

Verrat von Geschäftsgeheimnissen.
S. u. H. Dulsburg, 6. Februar.

Vor der heiligen Strafkammer spielte sich ein interessantes Schauspiel ab, dessen Hintergrund der Verrat von Geschäftsgeheimnissen bildet. In der Gussfabrik von Bischof waren einige Jahre lang zwei Arbeiter tätig, die das volle Vertrauen der Fabrikleitung besaßen und infolgedessen auch zu Schmelzarbeiten befähigt waren. Die beiden Arbeiter waren auch als Schmelzarbeiter in der Gussfabrik als strenges Geschäftsgeheimnis betrachtet, was den beiden Arbeitern auch bekannt war. Trotzdem schrieben sie sich die Rezepte zur Herstellung der Stahlmasse ab, um sie später zu verwerthen. Vor einiger Zeit wollten sich die beiden Arbeiter in ihrer Stellung verbessern und richteten an verschiedene Fabriken Werbeschreiben, die auch die Angabe enthielten, daß sie mit der Schmelzarbeit vertraut seien und gewisse Rezepte zur Herstellung der Stahlmasse besäßen. Durch einen Zufall kam die Firma Bischof dahinter, daß sich die beiden Arbeiter verdingen wollten. Da sie bereits vorher Verdingung geschloffen hatten, wurde eine Untersuchung der Arbeitsplätze vorgenommen. Dabei wurden die beiden Arbeiter verhaftet und in Untersuchungshaft genommen. Die beiden Arbeiter wurden zunächst sofort entlassen, und die beiden Arbeiter wurden zunächst sofort entlassen, und die beiden Arbeiter wurden zunächst sofort entlassen.

Die Folgen eines Heiratsgefühls
S. u. H. Kiel, 6. Februar.

„Zwecks baldiger Heirat“ suchte ein 66 Jahre alter Privatmann in Groß-Flottbeck eine Frau, die er mittels eines Interates denn auch bald in einer heiligen 60 Jahre alten Witwe kennen lernte. Im Laufe der Bekanntschaft kam das „junge Paar“ auch auf die Vermögensverhältnisse zu sprechen und der glückliche Bräutigam mußte seiner Braut die tieftraurige Mitteilung machen, daß er nicht eher heiraten könne, bis er sich mit seinen Kindern auseinandergesetzt habe, wozu die Kleinigkeit von 25 000 Mark gehörte. Die Witwe hatte zwar kein bares Geld, dafür aber zwei Hypotheken in Dänemark über je 25 000 Mark, ferner einen Silberschatz im Werte von 15 000 Mark und außerdem eine Synthesche von 15 000 Mark, wegen der sie freilich in einem Prozeß liege. Dazu benötigte sie 2000 Mark, die bei Gericht eingezahlt werden mußten. Der Bräutigam gab die 2000 Mark her, war aber vorläufig genug, selbst mit aufs Gericht zu gehen, um sich davon zu überzeugen, daß das Geld auch wirklich bei der Kasse eingezahlt würde. Die Frau verstand es aber, den alten Mann zu täuschen und benutzte die 2000 Mark, um alte Schulden zu bezahlen. Außerdem schwindelte sie ihm vor, daß sie ein Haus besäße. Als der Bräutigam das sehen wollte, wurde ihm von weitem ein Gebäude bezeichnet. Näher herangehen durfte er nicht, das hätte Aufsehen erregt und die Braut gestört. Die beiden Syntheschen der reichen Witwe lagen, wie sich später herausstellte, nicht in Dänemark, sondern im Monde. Als der Bräutigam im Werte von 15 000 Mark von dem Bräutigam befristet worden sollte, war die betreffende Familie, der er zur Verlobung übergeben worden war, leider Gottes eben

zur Silberhochzeit nach Mecklenburg abgereist. Dem Bräutigam dämmerte allmählich die Erkenntnis, daß die Reichthümer seiner Braut nur in deren Einbildung existierten und er löste daher das Verlöbniß. Als er trotz wiederholter Mahnung die bar gegebenen 2000 Mark nicht wieder bekam, erstattete er gegen die Frau Anzeige wegen Betrugs. Der Gerichtshof sah die Sache sehr milde an und verurteilte die Frau nur zu 100 Mark Geldstrafe.

Der Kampf gegen Karl May.
S. u. H. Augsburg, 6. Februar.

Im Kampfe gegen Karl May, dem „berühmten Weltreisenden“, nimmt jetzt auch ein hervorragender Wärdenträger der katholischen Kirche Stellung gegen den jugendlichen Fabulierer. Der Benediktinerpater Ansgar Böllmann von der Abtei Beuron kündigt unter dem bezeichneten Titel „Ein Abenteuer und sein Wert“ eine Serie von Aufsätzen gegen Karl May an, die in der Schmidt'schen Revue „Meister und Schüler“ demnächst erscheinen soll. Inzwischen hat sich der Benediktinerpater mit einer Erklärung May's in der „Freien Stimme“ beschäftigt, in der May die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen versucht. Gegenüber dieser Erklärung trifft Böllmann verschiedene Feststellungen, die stark zu Ungunsten May's sprechen. Er konstatiert z. B., daß May nicht leugne, daß er sich in unschöner und häßlicher Weise von seinem rechtmäßigen Weibe nach 23jähriger Ehe habe scheiden lassen. Die Behauptung May's, er habe nie katholisch getauft worden, bezeichnet der Herr Pater zwar als Dummheit, aber treffend als „höfliche Unverschämtheit“. Böllmann stellt weiter in Aussicht, daß er von den Studienreisen und Plagiaten May's noch allerlei erzählen werde, auch von seiner Kenntnis fremder Sprachen, vom englischen bis zum chinesischen. Er, Böllmann, kenne genau einen Fall, wo May in offener Gesellschaft durch einen

englisch redenden Amerikaner sehr blamiert worden sei. Schließlich erklärt Pater Böllmann, noch, May werde wohl selbst wissen, daß er lange Zeit widerrechtlich den Dokortitel geführt habe, bis die päpstliche Regierung diesem groben Unfuge ein jähes Ende bereitet habe. Nach diesen Rostproben kann man auf die verprobenen Seren des Benediktinerpaters mit Recht sehr gespannt sein.

Aus dem Gerichtssaal.
Strafkammer Dortmund.
Dortmund, 7. Februar.

Die traurigen Folgen der Schundliteratur traten heute in einer vor der Strafkammer geführten Gerichtsverhandlung mit erschreckender Deutlichkeit zu Tage. Zwei 14 Jahre alte Burschen hatten sich nach Räuberart zusammengetan, hausten in dem Gemäuer einer alten Ziegelei und zogen beifolgend mit sogenannten Scheintopfschloß in der Dämmerung in der Nähe der Buchmühle des Weges und stießen gleichaltrige Knaben an, denen sie die Pistolen auf die Brust hielten. Am 24. November stellte der eine der Angeklagten, Wilhelm Weitzmann mit Namen, den 9 Jahre alten Knaben Karl Bobbert, indem er mit der Waffe drohte. Der Schlingel band dem zu Tode erschrockenen Knaben dann die Augen und den Mund zu und schleifte ihn an an einen Teich, hier erschoß der Bursche einen Hund, schnitt diesem den Bauch auf und riß ihm das Herz heraus, dabei dem kleinen Bobbert drohend, so werde er es mit ihm auch machen, wenn er es wage, einen Laut von sich zu geben. Dann entblöde der Knabe dem Burschen das Gesicht und brachte ihm mit einer verrosteten Raschel etwa 40 Stiche bei, und peinigete ihn in einer hier nicht wieder zu gebenden Weise. Dann schlepp

Kleiderstoffe

Außergewöhnlich vorteilh. Angebot
Extra-Tisch-Auslage im Parterre.

Ausgelegt sind nur vorzügliche solide Qualitäten weit unter sonstigen Verkaufspreisen.

Serie I Mtr. 95 Pfg. Blusenstoffe Popelines, reinwollene Flanelle und andere Neuheiten. Kostümstoffe 110 cm breite schwere Qualitäten. Kammgarn-Cheviots schöne, reinwoll., elasser Ware, in allen Farben.	Serie II Mtr. 1.45 Blusenstoffe Elegante Frühjahrs-Neuheiten in Popeline und Flanel. Kostümstoffe 110 cm breite elegante Qualitäten, große Sortimente. Uni-Qualitäten 110 cm breite reinwoll. Cheviots, Garantie-Qual., Mohair-Cheviot aus sol. eleg. Gewebe	Serie III Mtr. 2.35 Blusenstoffe die elegantesten und besten Qualitäten, hochaparte Neuheiten. Kostümstoffe feinste Gewebe, hochelegante Dessins. Uni-Qualitäten Satintuch, 110 cm, br. bek. Spezial-Marko, in allen mod. Farben Serges u. Popelines
--	--	--

Ein grosser **Blusen-Popelines** nur gute Qualitäten hochmod. Dessins, Meter **65**

Cachemire-Direktore 110 cm breit, elegant, weiches, seidenglänzend. Gewebe, in allen Mod. farben . . . Meter **1.95**

Schwarze Kleiderstoffe unsere bekannt guten Qualitäten sehr preiswert.

Meyer & Günther **Dortmund**
Steinplatz. Telefon 3255.

Die Kinder des Sträflings.

Roman von A. Sinowka. 19
„Mein Eigentum?“ fragt Dora. „Wieso meines?“
„Nun, Sie sagten doch, daß Sie die Blumen gern hätten und darum.“ er endet nicht, denn Dora wird dunkelrot und schlägt in hilfloser Verzweiflung die Augen zu Boden und dadurch wird auch er verlegen. Aber nur für eine kurze Weile. Denn Gregor ist nicht mehr der stille, schüchterne Mensch, der er war, als Dora ihn kennen lernte. Durch die strenge, geregelte Tätigkeit, deren er sich seitdem befleißigt hat, ist sein Selbstbewußtsein gestiegen. Er sieht männlicher und kräftiger aus, hält sich strammer und zeigt in seinem Mund mehr Energie und Lebhaftigkeit. Dora hat ihn, ohne es selbst zu wissen, erzogen und Herr Niegowa kam mit dem Resultat zufrieden sein.
„Wir haben im Garten auch mildwachsende Frühblüher.“ fängt Gregor wieder zu reden an. „Aber die sind blaß und traurig, und ich wollte doch, daß Sie sich an bunten, freundlichen Farben ergötzen sollten. Wissen Sie, Dora, was ich mir dachte, als ich die Anemonen pflanzte? Wenn keine einzige weiße darunter ist. . . dachte ich: . . . werde ich als eine gute Vorbedeutung für unsere Zukunft betrachten.“
„Ihre Zukunft?“ wiederholt Dora, die in ihrer Verlegenheit ihn wieder einmal veranlaßt, das anzusprechen, was sie nicht hören will. Wie oft hat sie das nicht schon getan. Wenn Gregor sie nicht so gut kannte, hätte er sie für tollt gehalten können. „Unsere Wege werden sich doch einmal trennen. . . ich kehre nach Deutschland zurück und Sie . . .“
Da hört sie ihn nicht an ihrem Ohr flüstern: „Wo Du bist, da bleibe ich auch. . . nichts auf Erden kann uns trennen. . . nichts!“
„Gregor!“ ruft Dora erschrocken. „Großer Gott, so dürfen Sie nicht sprechen.“
„Warum nicht?“ fragt er leise. „Wenn zwei sich lieben, so ist das doch weder ein Unglück, noch eine Sünde.“
„Ja, doch. . . es ist ein Unglück in diesem Fall.“ stammelt das Mädchen. „Sie wissen, daß Ihr Vater nie seine Einwilligung gegeben wird, daß ich Ihre Frau werde. . . nie. Denken Sie an Ihre Schwester!“

„Meine Schwester? Lidia?“ Gregor lacht leicht. „Ich will Ihnen etwas sagen. Dora Petrovna, was Sie aber niemand verraten dürfen. Ehe die Blumen auf diesem Beet verblüht sind, wird Lidia das Weib ihres Liebsten sein. Mein Vater wird toben und ihr fluchen, gewiß, aber ändern wird er nichts an dieser Tatsache. Lidia ist mündig und Besitzerin eines großen Kapitals, das sie von unserer Großtante geerbt hat. Ich erzähle Ihnen doch schon einmal, daß wir beide deren einzige Erben sind. Allerdings streift das Geld in den Besitzungen unseres Vaters, aber er muß es uns ja herausgeben, wenn wir es verlangen. Ich bin mündig, wie Lidia.“
„Aber ich will nicht, daß Ihr Vater Ihnen flucht, um meinetwillen.“ stößt Dora heftig heraus. „Ich könnte das nicht ertragen, lieber sterbe ich. Und ich gebe Ihnen mein Wort, Gregor Semenowitsch, daß ich gegen den Willen Ihres Vaters nie Ihr Weib werde.“
Eine Weile steht Gregor fest atmend, mit finster zusammengezogenen Brauen da, dann wirft er entschlossen den Kopf in den Nacken. „Gegen seinen Willen. . . nie, aber mit seinem Willen.“ Und sie umfassen und haften auf den Mund flüsternd, spricht er leise: „Ehe diese Blumen hier zum zweiten Male blühen, ist Dora Petrovna mein Weib.“
Ein paar Herzschläge lang liegt das Mädchen willenlos in seinen Armen. Sie hat sich monatelang ihm überlegen gefühlt, weil er sie zu seiner Herrin gemacht, aber in der letzten Zeit, als er alles Jungenhafte und Träumerische abwarf, da war er auch in ihrer Schätzung größer und größer geworden, so daß sie in diesem Augenblick unbedingt seiner Versicherung glaubte. Als sie jetzt fragt: „Aber wie ist denn das möglich, daß Ihr Vater Ihrer Wahl zustimmt?“ da sind es nur ihre Lippen, die den Zweifel ausdrücken, im tiefsten Innern ist sie fest überzeugt, daß ihr Geliebter die Fähigkeit und Kraft besitzt, um sein Wort einzulösen.
„Wenn mein Vater erkennt, daß ich fest bleibe, ohne ihn doch zu trennen. . . unerträglich ist, so wird und muß er nachgeben. Es kommt nur darauf an, ihn zu überzeugen, daß ich meinen Willen nicht dohin bringen lasse.“
Dora nickt dankenstoll. „Ich kann mir wohl vor-

stellen, daß er den Willen eines Knaben erbarungslos bricht, aber den eines Mannes achtet.“ meinte sie, um aber gleich darauf ängstlich hinzuzufügen, „aber Lidia. . . sie ist auch unerträglich fest geblieben in der Liebe und Treue für den Mann ihrer Wahl.“
„Das ist ganz etwas anderes.“ fällt Gregor rasch ein. „Mein Vater hat Nikolai Lawalski. Dieser ist der Sprößling eines alten Adelsgeschlechts und hochmütig und vorurteilsvoll. Er war früher Offizier bei der Garde und kam nach Sibirien, weil er in jugendlichem Leichtsinne sein Vermögen verschwendet hatte. Wenn ihm ein anderer Ausweg geblieben wäre, würde er die Stelle bei meinem Vater nicht angenommen haben. Im Grunde aber hielt er meinen Vater nie für seinesgleichen und hat wiederholt Äußerungen über ihn gemacht, die seinen Standpunkt kennzeichneten und sich besonders darauf bezogen, daß mein Vater ein Verschnittener Punkt ist. Er zeigt es äußerlich nicht, aber innerlich nagt es an ihm, daß er mit dem gelben Carreau-Anzug aus dem Süden nach Sibirien gekommen ist. Er sieht jeden Menschen darauf an, ob er ihn deswegen geringachtet. . . seine Härte, sein nichttraulicher Sinn stammen vornehmlich aus dieser Quelle. Von dem Moment, da er hörte, was Nikolai Lawalski über ihn gesagt hatte, haßte er ihn mit einem bitteren unerschütterlichen Haß. Daß er ihn trotzdem in seinen Diensten behielt, geschah nur, weil es ihm eine grimmige Befriedigung gewährte, einem Menschen, der ihn tief unter sich erachtete, den Herrn fühlen zu lassen. Lidia war früher sein Liebling, aber als sie dann so ganz unter Nikolai Lawalskis Einfluß geriet, daß sie den eigenen Vater auch gering zu schätzen begann, da hat seine Liebe für sie auch eine Vermischung erhalten, die fast wie Haß aussieht.“
„Ein armer, armer Vater.“ spricht Dora leise vor sich hin.
„Du bedauerst ihn?“ fragt Gregor.
„Wie sollte ich nicht! Er war immer gültig zu mir und ich. . . ich habe meine Eltern kaum gekannt, da ist er mir oft, als ob er mein eigener Vater wäre. Und er ist doch der Deine. Schon darum muß ich ihn lieb haben.“
„Du liebes, süßes Kind!“ sagt Gregor gerührt. „Auch

schon darum, weil mein Vater Dich gern hat, wird er eher in meine Wahl willigen.“
So suchen die beiden jungen Menschen sich Gründe um Gründe hervor, um sich gegenseitig davon zu überzeugen, daß Herr Niegowa ihren Gründen auf die Dauer nicht entgegen sein wird. Dabei vergessen sie ganz, daß sie kaum eine halbe Stunde zuvor ganz andere Ansichten geäußert haben.
„Woher weißt Du, daß Lidia uns in kurzen verlassen will?“ forcht Dora plötzlich.
„Ich kam gestern abend zufällig in ihr Zimmer, als sie dabei war, ihren Schmuck in ein rotes wollenes Banenband einzunähen.“
„Sie warf rasch ein Tuch darüber und ich tat auch, als hätte ich nichts bemerkt, aber ich weiß jetzt sicher, daß sie in wenigen Tagen verschwunden sein wird. Sie hat vermutlich ihre Flucht aufgeschoben, bis der Schnee und Eis in der Taiga aufgetaut waren, denn vorher ist es gar zu schwer, unbemerkt durchzukommen. Es ist auch am besten, wenn diese traurige Geschichte endlich ihren Abschluß findet. Die Gegnerschaft zwischen meinem Vater und Lidia spitzte sich ständig stärker zu, Frieden gab es, wie die Dinge liegen, nun einmal zwischen ihnen nicht mehr. Sieh nicht so unglücklich aus, mein Liebling.“ bittet Gregor, indem er das Mädchen an sich zieht. „Es werden noch böse Tage hier kommen. . . das ist sicher. . . aber sie gehen vorüber.“
„Aber nicht.“ steht Dora angstvoll, ich bin so bange, daß jemand kommt.“
„Du hast recht.“ sagt er, sie loslassend. „Es ist auch Zeit, daß ich nach dem Warenhaus gehe, um 1. . . zu sein, während die Arbeiter, die auf Schurfeld gehen, mit Schnaps traktiert werden.“
Und er eilt davon, glücklich und strahlend.
Dora bleibt noch eine Weile bei dem Anemonenbeete stehen, das er für sie bepflanzt hat, dann geht sie eben falls langsam heimwärts.
Wie verändert ihr plötzlich die altgewohnte Umgebung erscheint. Der Garten mit seinem sprossenden Grün, der blickumstehende Weiler, die Blockhäuser im Hintergrund, die selbst die finstere, schweigende Taiga, die ihr oftmals Grauen eingeflößt hat, zeigen ihr ein neues, heiteres Gesicht. Der Geliebte ist ja hier geboren und sie wird mit ihm hier leben und glücklich sein. 176 18

te er den jammernden Knaben an einen Baumstamm, seßte ihm Hände und Füße und Land ihn am Baum fest. In dieser hilflosen Lage ließ der verrohte Burche sein Opfer liegen, warf ihm noch die Jade über den Kopf, so daß der Knabe nahe daran war, zu erstickten. Glücklicherweise kam alsbald ein Knecht des Beges, der das Wimmern hörte, hinzuging und den Knaben aus seiner Lage befreite. Die Polizei verhaftete den Uebeltäter am folgenden Tage, und nahm auch dessen Komplizen, den Arbeiter August Kohnmann fest, der in Gemeinschaft mit Weiskamp zwei Tage vorher zwei Knaben angefallen und mit Totschlag bedroht hatte. Der Staatsanwalt bedauerte, daß ihm nicht die Möglichkeit gegeben sei, gegen solche Nothzeiten die Prügelstrafe in Antrag bringen zu können, diese sei für solche Menschen das wirksamste Erziehungsmittel. Der Vertreter der Anklage beantragte gegen Weiskamp 4 Monate und gegen Kohnmann 3 Wochen Gefängnis. Das Gericht verhängte über ersteren aber eine Gefängnisstrafe von 8 Monaten, bei Kohnmann wurde die beantragte Strafe für angemessen erachtet.

Preussisches Abgeordnetenhaus.

Berlin, 7. Februar.

In der heutigen Sitzung wurde die zweite Lesung des Justizgesetzes

mit der allgemeinen Aussprache beim Titel „Ministergehalt“ fortgesetzt.

Hr. Dr. Liebmacht (Soz.) übte an der ganzen Justizpflege scharfe Kritik. Der Redner wurde zur Ordnung gerufen, als er erklärte, die Angeklagten vor den Kammern in Hannover hätten mit Recht das Gefühl, sie würden Wölfen vorgeworfen, aber nicht Menschen gegenübergestellt.

Justizminister Bester verzichtete darauf, auf die Ausführungen Liebmachts einzugehen, er erklärte, die Bevölkerung könne der weiteren Handhabung der Justiz vertrauensvoll entgegensehen.

Hr. Dr. Liebmacht (Soz.) stellte fest, daß die Behandlung der Frau v. Schönebeck seitens der Justiz in den weitesten Volkstheilen Mißbilligung und Empörung erregt habe. Durch die Fülle Brede und Schönebeck sei das Volk irre geworden an seinen Gesetzen, die Justiz muß dafür sorgen, daß jedes Verbrechen seine Strafe findet.

Hr. Dr. Bester (Zentr.) forderte eine Vermehrung der Richter.

Hr. Dr. Krause (nat.-lib.) wünschte eine Reorganisation des Justizsystems.

Justizminister Bester stellte fest, er sei kein Gegner der Reorganisation. Bei gesetzgeberischen Fragen sollen auch Anwälte gehört werden.

Hr. Liebmacht (Soz.) protestierte scharf gegen den Abg. Liebmacht und drückte Wünsche für eine Weiterentwicklung der Justizpflege aus.

Nach Bemerkungen der Abg. v. Liszt (freis. Bg.) und Gassel (freis. Bg.) wurde das Ministergehalt bewilligt. Ebenso wurden die Titel „Justizprüfungscommissionen“ und „Oberlandesgerichte“ bewilligt.

Donnerstag 11 Uhr: Wahlrechtsvorlage.

Björnstjerne Björnson.

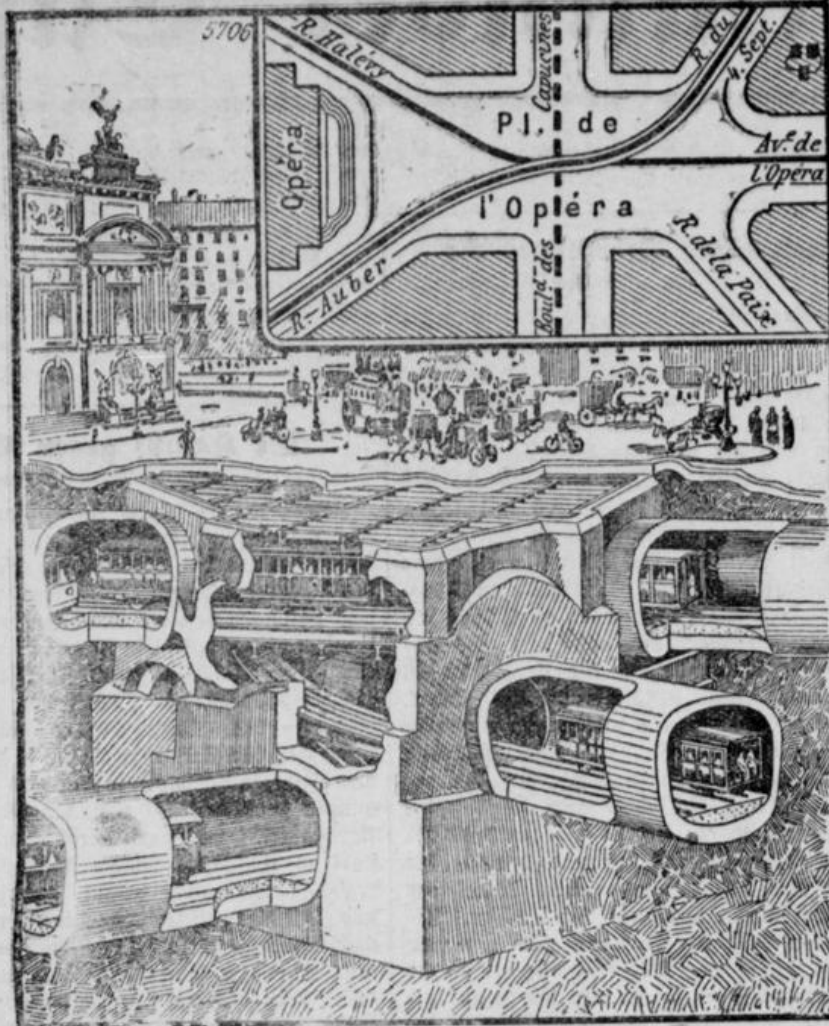
Seit Wochen bereits ruht Norwegens größter Dichter Björnstjerne Björnson auf dem Krankenlager und wenn nicht eine unvermutete Besserung eintritt, dürfte es dem 77jährigen Mann gelingen, seiner Leiden Herr zu werden; immer trostloser für die Freunde des Dichters lauten die Angaben seiner



Björnson

Merke über den Verlauf der Krankheit. Am 8. Dezember 1892 in Osterdal als Pfarrerssohn geboren, verlebte Björnson seine Kindheit in der schönen, echt nordländischen Natur von Nomsdal. Er studierte in Christiania vom Jahre 1852 ab und begann seine literarische Tätigkeit mit Kritiken und

Aus dem unterirdischen Paris.



Die Hochwasserkatastrophe in Paris, deren Leckwässerung man jetzt mit allen Mitteln beseitigen will, ist besonders dadurch so gefährlich geworden, daß die ausgedehnten unterirdischen Höhlen und die Katafomben von dem Seinenwasser zum größten Teile gefüllt wurden; und Eisenbahnen, Dammbrücken und große Gefährdung einzelner Wohnhäuser sind die unausbleibliche Folge dieser unterirdischen Ueberschwemmung. Paris steht tatsächlich auf einem Abgrund und die weniger von Höhlen durchzogenen Stadtteile sind durch den Bau der vielen Untergrundbahnen ebenfalls zu modernen Katafom-

ben geworden. In welcher Weise die Technik gearbeitet hat, um dem Verkehrsbedürfnis der Pariser Bevölkerung gerecht zu werden, davon gibt unser heutiges Bild eine interessante Darstellung. Am Place de la Opéra kreuzen sich nicht weniger als drei verschiedene Untergrundbahnen, die an dieser Stelle untereinanderliegen. Bekanntlich ist besonders auch dieser, in der Nähe der Seine gelegene Teil des unterirdischen Bahnnetzes unter Wasser gesetzt worden, so daß noch Wochen vergehen werden, ehe es gelingt, den Betrieb in vollem Umfange wieder aufzunehmen.

nommen werden können, um als Material zu anderen Bauten wieder zu dienen.

Handel und Verkehr.

— Dortmund: Der Städtische Viehhof. Zu dem gestrigen Schlachtlehmarkt waren aufgetrieben: 905 Stück Großvieh, 1753 Schweine, 504 Kälber, 24 Schafe. Bezahlt für 100 Pfund Schlachtgewicht: Ochsen a) vollfleischige, ausgewählte höchsten Schlachtwertes höchstens 7 Jahre alt 75—76 Mk. b) junge fleischige nicht ausgewählte und ältere ausgewählte 68—72 Mk. c) mäßig genährte junge, gut genährte ältere 62—67 Mk. d) gering genährte jeden Alters 54—61 Mk. Bullen a) vollfleischige ausgewählte Bullen bis zu 7 Jahren 66—68 Mk. b) vollfleischige jüngere Bullen 59—65 Mk. c) mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 56—59 Mk. d) gering genährte 00—00 Mk. Rinder a) vollfleischige ausgewählte Rinder höchsten Schlachtwertes 71—72 Mk. b) vollfleischige, ausgewählte Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 66—70 Mk. c) ältere ausgewählte Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Rinder 58—65 Mk. d) mäßiggenährte Kühe und Rinder 48—57 Mk. Kälber a) feinste Mast- (Voll-Mast) und beste Saugkälber 54—55 Mk. b) mittlere Mast- und gute Saugkälber 48—53 Mk. c) geringe Saugkälber und ältere gering genährte (Fresser) 42—47 Mk. Schafe a) Mastlamm und jüngere Mastlamm 75—80 Mk. b) ältere Mastlamm 00—00 Mk. c) mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe) 00—00 Mk. Schweine a) vollfleischige der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren 71 Mk. b) fleischige 68—70 Mk. c) gering entwickelte, sowie Sauen und Eber 60—67 Mk. Tendenz: Großvieh langsam, sonst mittel. Unverkauft blieben 37 Stück Großvieh.

Vermischtes.

Halle, 7. Febr. Heute früh wurde der Bäckermeister Adermann, seine Frau und sein zwölfjähriger Sohn im Bett erschossen aufgefunden. Adermann war nervenleidend und hat die Zeit im Einverständnis mit seiner Frau verbracht.

Leipzig, 7. Febr. Auf dem Bahnhof Semmerdorf wollte eine Frau ihre achtjährige Tochter, die in Gefahr war, von einer Rangiermaschine überfahren zu werden, retten. Sie zog dabei ihr einjähriges Kind mit und alle drei wurden von der Maschine erfasst. Die Mutter und die ältere Tochter wurden getötet, dem einjährigen Kinde wurde ein Bein abgefahren.

Knigschütte, 7. Febr. Auf der „Deutschland-Grube“ wurde heute der Jahrgänger Schenzyt vom Förderkorb erfasst und buchstäblich zerquetscht. Die Leichenteile konnten geborgen werden.

Leipzig, 7. Febr. In Dresden ist ein Telegramm eingegangen, wonach die Hölle des seit Wochen vermissten Ballons „Luna“ geborgen sein soll. Die Hölle ist im nördlichen Teile von Finnland ohne Kopf aufgefunden worden. Ueber das Schicksal des Führers Leinhardt Richter ist nichts bekannt.

Brüssel, 8. Febr. Die Hochwassergefahr ist infolge der Regengüsse erneuert. Seit gestern nachmittag steigt der Sambre ununterbrochen und überflutet das Kohlenrevier, so daß der Betrieb zum großen Teil eingestellt werden mußte.

Triest, 8. Febr. Infolge der fortgesetzten Regengüsse ist das Wasser der Mosel wieder rapide gestiegen, seit 30 Stunden um zwei Meter.

Warschau, 7. Febr. In Myslaw bei Warschau wurde eine Frau, Mutter von sechs Kindern, ermordet. Die Mörder raubten einen Geldbetrag von etwa 26 Mark. In Abwesenheit der Eltern überließen Banditen das Häuschen eines Arbeiters bei Myslaw, ermordeten den 16jährigen Sohn und die 10jährige Tochter und erbeuteten ungefähr 40 Mark, worauf sie das Haus in Brand steckten. Fünf des Verbrechens verdächtige Personen wurden verhaftet.

London, 7. Febr. Aus New York wird telegraphiert: Nach Meldungen aus Phoenix in Arizona erbeutete sich dort ein furchtbares Automobilunglück. Ein Kraftfahrzeug mit sieben Insassen fuhr auf einem Privatwege, in dessen unmittelbarer Nähe sich ein Steinbruch befindet. Trotz der Warnungen der Steinbrecher, daß eben eine Dynamitladung mit Zeitbindung gelegt sei, fuhr der Chauffeur weiter und dicht an der Dynamitladung vorbei, die in demselben Augenblick explodirte. Alle sieben Insassen wurden getötet und das Automobil vollständig vernichtet.

New York, 8. Febr. Der deutsche Dampfer „Erika“ schleppte gestern den deutschen Dampfer „Barzin“ ein, der von Australien nach Boston bestimmt war und unterwegs einen Bruch der hinteren Welle erlitten hatte. Die Ladung der „Barzin“ bestand aus Wolle und Kolonialwaren im Werte von drei Millionen Dollar. Man glaubt, daß der Vergungslohn Hunderttausende beträgt.

Ostende, 7. Febr. Eine Anzahl Fischer, die am Samstag nach Nienport zurückkehrten, erzählten von einem merkwürdigen Phänomen, welches sie am Freitag Abend auf der See beobachtet hätten. Sie wären nämlich eben damit beschäftigt gewesen, sich den Romet zu betracen, als dieser, der bis dahin sehr schwach geleuchtet, mit einem Male einen hell glänzenden Schein angenommen hätte. Und fast in demselben Moment hätte der Wind von unersörlicher Stärke zu wehen begonnen, der das Meer derartig aufwühlte, daß mehrere von ihnen, von einer schrecklichen Angst ergriffen, sich in die unteren Räume ihrer Schaluppen geflüchtet hätten. Da an der Wahrheit des eintretenden Berichtes der Fischer nicht wohl gezweifelt werden kann, so bleibt die Sache immerhin recht eigenartig.

Antwerpen, 7. Febr. Vor einigen Tagen traten zwei Agenten der Geheimpolizei eine Wirtshaus in der Stationsstraße, um dort eine Revision vorzunehmen. Im Hausflur bemerkten sie einen fortpflanzten Herrn, der beim Anblick der beiden Männer erschrocken die Treppe hinaufstieg. Als sie sich nunmehr bei dem Wirt nach jenem Herrn erkundigten, erhielten sie den Befehl, daß derselbe ein am vorigen Abend eingetretener Deutscher sei, der seinen Namen noch nicht in das Fremdenbuch eingetragen hätte. Die Polizei befahl hierauf dem Wirt, den Gast herunterzurufen, als dieser aber trotzdem nicht kam, ließen sie zuletzt die Treppe hinauf und schauten durch das Schlüsselloch in das von dem Fremden bewohnte Zimmer. Da sahen sie denn, daß der letztere vor der Türe auf einem Stuhle saß und in der Hand ein großes Messer hielt. Im Namen des Gesetzes forderten nunmehr die Agenten den Fremden auf, zu öffnen, und als sie hierauf keine Antwort erhielten, erbrachen sie die Türe mit Gewalt. In demselben Momente jedoch brach sich der Bewohner des Zimmers mit seinem Messer eine furchterliche Wunde am Halse bei, so daß ein mächtiger Blutstrom sich über den Boden ergoß und der Selbstmörder tot zu Boden stürzte. Bis jetzt konnte dessen Identität noch nicht festgestellt werden. Bei ihm waren achtundneunzig Papieren auf den Namen Jakob Leisch, geb. in Wiltich bei Aachen im Jahre 1846. Die Polizei glaubt indessen, daß diese Papiere nicht dem Selbstmörder gehörten und daß dieser vielmehr in Wirklichkeit ein Verbrecher war, dessen Auslieferung die deutschen Behörden kürzlich verlangt hatten.

Der Zylinderhut der Schmuggler. Dem Bahnhofsvorort in Antwerpen, fiel es auf, daß seit einigen Tagen unter den Reisenden die über Kistenbände aus der Türkei kamen, viele Herren mit auffallend hohen Zylinderhüten saßen. Er machte die Zollbeamten darauf aufmerksam, und als wieder einige solche Männer mit den verdächtigen Sälen anlangten, hat man sie hoflich, ihre Zylinder zu lassen, und da bot sich den Beamten ein erfreulicher Anblick: Die Zylinder waren innen angefüllt mit den feinsten türkischen Tabaken und anderen zollpflichtigen Dingen. Sieben der feinsten Schmuggler wurden verhaftet.

Berufswahl. Einen Farmer im amerikanischen Westen wollte entscheiden, welchen Beruf sein Sohn ergreifen solle. Er schloß ihn in einem Zimmer mit einer Bibel, einem Apfel und einem Dollar ein. Nachdem er bei seiner Zurückkehr, daß der Junge den Apfel abso, so sollte er Farmer werden, las er die Bibel, ein Pfarrer und falls er den Dollar in die Tasche gesteckt hatte, ein Handelsmakler. Als der pfiffige Farmer das Zimmer betrat, sah er aber, daß sein Junge auf der Bibel saß, den Apfel verzehrte und den Dollar in der Westentasche hatte. Ergo machte der Vater einen Pfarrer aus seinem Sprößling.

Das teuere Rindfleisch, das man bisher zur Bouillon auskochte, verwende man lieber zum Braten und als Saucenfleisch, denn gute Fleischbrühe kann man heute ohne Fleisch — bequemer und billiger — aus Maggi's Bouillon-Würfeln zu 5 Pf. bereiten. Sie sind mit bestem Fleischextrakt bereichert, enthalten auch bereits die nötigen Gemüsesäfte, Kochsalz und Gewürze, und geben nur durch Uebergießen mit kochendem Wasser — augenblicklich delikate, gebrauchsfertige Fleischbrühe, zu Leber und Kochschinken. Ein Versuch führt zu dauernder Verwendung. Man achte aber beim Einkauf stets auf den Namen „Maggi“ und die Schutzmarke „Kreuzhörn“.

Das echte MAGGI hilft sparen!

Achtung vor Nachahmungen!

Jede schwache Bouillon oder Suppe, ebenso Saucen, Gemüse und Salate erhalten augenblicklich kräftigen Wohlgeschmack durch Zusatz einiger Tropfen MAGGI-Würze.

189

— Probefläschchen 10 Pfg. —



besseren Kirchstücken wie diesen hier habe ich dir noch alle Tage, ohne Hochzeiten genommen zu haben!"

Raum war das Wort seinen Lippen entflohen, so hätte er es gern zurückgenommen, wenn sich's mit seiner Würde vertragen hätte. Es kam ihm auf einmal zum Bewußtsein, daß er wohl Kuchen essen konnte, auch guten von schlechten Kuchen zu unterscheiden wußte, daß er aber keine blasse Meinung davon hatte, wie man einen Kuchen zustande bringt.

Seine kleine Frau aber ließ sich die schöne Gelegenheit nicht entgehen, die Stöße auszunutzen, die ihr tadelnswürdiger Gatte sich gegeben hatte. „Nun schön, probier's doch einmal!" sagte sie. „Die Zutaten stehen noch alle auf dem Küchentisch. Aber natürlich, du hältst es immer nur mit den Worten. Tadeln ist leicht, wie du weißt; Bessermachen ist schwer."

„Oho, das will ich dir beweisen," rief er, in die Enge getrieben. „Gehen wir sogleich ans Werk!"

Er begab sich festen Schrittes in die Küche, legte sich nachst Krügen und Halsbänder ab und hielt Umschau.

Ja, da standen noch die Backutensilien, wie seine Lina sie benutzt hatte. Er kreiste die Herdplatte auf und ließ aus der Wasserleitung eine gehörige Portion Wasser in den Napf, den seine Frau offenbar zum Einrühren des Teiges benutzt hatte. Dann schüttete er dahinein nach Gutdünken aus all den Wäpfen und Tüten, die er auf dem Küchentisch stehend fand: Zucker, Salz, Backpulver, Rosinen, dazu einen Teller voll entfernter Kirschchen. Das alles rührte er mit dem dabeiliegenden Holzlöffel gut durcheinander. Es war aber merkwürdig, dies Gemisch machte garnicht den Eindruck, als solle ein Kuchen daraus werden, weit eher sah es aus wie eine zuckrige Obstsuppe.

„Das Zeug ist wohl ein bißchen zu flüssig geraten," murmelte er vor sich hin und goß ein Teil des Wassers behutsam in die Wasserleitung. Daß seine arme, mißhandelte Frau an der Türspalte stand und lachend seinem Beginnen zuschaute, kann man ihr nicht allzu übernehmen.

„Es hastet noch immer nicht zusammen," fuhr er in seinem leisen Selbstgespräch fort. „Ob ich noch etwas vergessen habe?"

Er sah sich ratlos in der Küche um. Was neben ihm auf dem Küchentische stand, hatte er doch schon alles hineingetan. Da fiel sein Blick aufs Fensterbrett. Aha, das war's! Er schnalzte vor Erleichterung mit der Zunge. Da stand der Mehlsack, den hatte er bisher ganz übersehen. Indem er einen mächtigen Haufen daraus in seinen Napf schüttete, flüsterte er vor sich hin:

„Ein Glück, daß Lina das nicht mitangesehen hat. Sie würde sonst jedenfalls spitzfindig fragen, ob denn meine Mutter ihre Kuchen ohne Mehl gebacken habe."

Nun rührte er aus Lebenskräften in seinem Teige herum. Es war aber ein schweres Stück Arbeit, denn er hatte viel zu viel Mehl genommen und man hätte aus diesem Material Kanonenkugeln herstellen können.

Das hörte jedoch den guten Georg Arnold nicht, denn er hatte sich unterdes zu einem rettenden Entschluß hindurchgerungen. Klammern durfte er sich doch nicht — um keinen Preis.

So nahm er denn das an der Kochmaschine lehrende Blech und strich mit heißem Bemühen seinen unentbehrlichen Teig darauf. („Die Butter hat seine Mutter wohl dabei für überflüssig gehalten," sagte sich die Haushälterin an der Türspalte schadenfroh.) Dann wusch er sich die Hände, bürstete Weinfeld und Wäsche ab, legte sich in die Küche und wartete ab und schaute den Gut auf. Seiner Frau, die von der Tür verschwunden war, rief er unternehmungslustig zu:

„So, jetzt bringe ich meinen Kuchen zum Bäcker hinunter, dann werden wir wenigstens einen anständigen Kirchstücken für unsere Gäste haben." Damit verschwand er.

Lina wollte sich todslachen. In seinem Leben hatte doch ihr Mann noch nie Hausfrauentalente entwickelt, viel weniger eigenhändig einen Kuchen zum Bäcker hinuntertragen! „Und wo in aller Welt mag er denn die Kirschchen untergebracht haben?" fragte sie sich. „Zu sehen waren sie doch nicht."

Ihr Gatte trat unterdes mit seinem Blech beim Bäcker ein. Vertraulich raunte er ihm zu: „Herr Nachbar, tun Sie mir doch den Gefallen und schaben Sie das Zeug hier vom Blech einfach in den Mülleimer. Dafür baden Sie einen extraguten Kirchstücken und schicken ihn zum Abend hinauf zu mir. Die Rechnung legen Sie nicht bei. Ich komme morgen mit heran und bezahle sie selbst."

Als an dem Abende Georg Arnolds Geburtstagsgäste um den zierlich gedeckten Tisch saßen, klingelte es. Der Hausherr

selber ging, um zu öffnen, denn er nahm sehr richtig an, daß der Bäckerjunge ihm den Kuchen bringen werde. Im Triumph trat er in das Wohnzimmer, wo seine Frau und die ins Vertrauen gezogene Schwiegermutter nebst den drei Schwägerinnen erwartungsvoll und mit spöttischen Mienen auf ihn und sein Machwerk blickten. (Schluß folgt.)

Amtsrichter Meyer als Nähstuhlfestredner.

Humoreske von Clara Zäckerhoff.

(Schluß.)

„Herr Amtsrichter," konnte die Generalin doch nicht umhin, zu erinnern, „Sie unterschätzen vielleicht die Zahl der Teilnehmer. Es sind nahezu 60 Kinder in der Nähstuhlschule." „Macht nichts," erwiderte der Amtsrichter mit einer großartigen Handbewegung, dazu aber mit der inwendigen Randbemerkung: „Desto einschneidender wirkt es!"

Die Lehrerinnen blickten wie die Generalin mit immer wachsender Hochachtung auf den spendierlustigen Amtsrichter. Daß er weder Trau- noch Verlobungsring trug, hatten sie im stillen längst festgestellt. Die Kinder klopften vor Wohlgefallen und glücklicher Erwartung immerfort heimlich auf die Stelle, wo bei ihnen Herz und Magen saßen, und ihre Augen wurden immer strahlender.

Die Generalin verlinkelte nun noch einmal zusammenfassend alles, was der „gütige Spender eines so herrlichen Festes" mit ihnen vorhatte, und sagte dann:

„Wir wollen nun noch einen Choral singen, ehe wir an unsere Spiele gehen. Heute Abend aber machen wir zeitig Schluß, um morgen gut ausgeschlafen zu können."

Nach dem Gesänge, an dem der Amtsrichter, angeregt durch die herrliche Glockenstimme seiner Nachbarin, mit vollem Herzen teilnahm, empfahl er sich, um die nötigen Bestimmungen zu machen. Die jungen Damen sahen ihm verabschieden ganz bewundernd nach. Ein schlechter Festredner war er ja freilich gewesen, sonst aber ein ausgezeichnete Mensch und sicher ein sehr vermöglicher Mann.

Nun, damit war es in Wirklichkeit nicht so weit her. Es wäre aber zu dem, was er vorhatte, einigermaßen nötig gewesen; denn daß der Spaß ihm die Tränen aus den Augen weizen würde, erkannte Fritz Meyer bei seinen Bestimmungen sehr bald. Das war's ja aber gerade, was er beabsichtigte. Die nur sollte eine ganz einschneidende sein, um auch eine einschneidende dauernde Wirkung zu haben. Diese Wirkung hat sich denn auch, und zwar nicht bloß auf die Weise, wie er es sich vorgestellt hatte.

Die sonntägliche Nachfeier verlief, vom schönsten Wetter begünstigt, ganz programmäßig, bis auf die kleine Abweichung, daß statt „fast 60 Kinder" sich deren 72 einstellten, nämlich noch eine Wandel solcher, die man in der Nähstuhlschule längst für ausgeschieden angesehen hatte. Die Generalin wollte diese Eindringlinge zurückweisen; Fritz Meyer in seiner Selbstlosigkeit aber wünschte, daß sie blieben.

„Drei Dmmsbisse haben wir zur Verfügung, da lassen sich die paar auch noch unterbringen."

Unter fröhlichen Gelächern wurde die Fahrt zurückgelegt, und es traf sich glücklich, daß Fritz Meyer gerade in den Wagen geriet, in welchem die muntere Vorführerin mit den schönen Augen bereits Platz genommen hatte. So konnte er den ganzen Weg über der angenehmen Verlockung nicht widerstehen, die von ihr angestimmten Lieder begeistert mitzusingen.

Beim Spielen am Strande erwies sich dieselbe junge Dame als eine erfindungsreiche, lebenswürdige Hausmutterchen, bei einem kleinen Unfall ferner, der einer Schülerin zustieß, als eine so geschickte Samariterin, daß Fritz Meyers undenkbares Herz, ehe er es sich versah, Feuer fing.

Kurz und gut, als der köstliche Tag, der noch viele Jahre lang in der Erinnerung der teilnehmenden Jugend fortlebte, um war, sah sich Fritz Meyer zwar um 170 Mark bares Geld ärmer, aber im geheimen um eine zärtliche Braut reicher. Und als diese ihm über seine Verschwendung scherzhafte Vorwürfe machte, erwiderte er aus tiefstem Herzensgrund und ganz der Wahrheit gemäß:

„Aber dafür bin ich nun, ich fühle's, von dem bösen Fessler der allzu großen Gütmittigkeit befreit. Ich werde künftighin kein sagen können, wo es sich gehört. Und sollte ich doch je wieder schwach werden, so erwachte ich Dich, mein Lieb, mich ganz einfach an die Erfahrungen zu erinnern, die ich als Festredner in Eurer Nähstuhlschule gemacht habe!"

Feierstunden

Plätter für Unterhaltung und Belehrung.

In letzter Stunde.

Roman von Hugo Ebersbach.

Je näher er der Wohnung der Witwe Winkel kam, desto mehr beschleunigte er seine Schritte; mit fliegender Faust stieg er die Treppe hinauf und blieb dann vor der Tür der Wohnstube atemlos stehen. Endlich klopfte er an; in der nächsten Sekunde stand er seinem Kassierer gegenüber.

Der hohe, schlanke Mann mit dem blonden Vollbart, konnte sein Erschrecken nicht verbergen: er schlug den Blick nieder und presste die Lippen fest aufeinander.

Auch in den scharf markierten Zügen der hageren, gebeugten Frau, die in schlichtem Trauergewande dem Commerzienrat entgegen kam, spiegelte sich Befürchtung: ihre blauen Augen ruhten voll ängstlicher Erwartung auf ihm.

„Hugo klagt über Kopfschmerz," sagte sie in besorgtem Tone, „ich habe ihm gerade, sich heute ruhig zu halten; aber wenn Sie es wünschen, Herr Commerzienrat, wird er sogleich zu Ihnen kommen."

Der Bankier hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, den sie ihm hinstellte, er legte seinen Hut auf den Tisch und atmete dabei tief und schwer auf.

„Reisfalt komme ich nicht," erwiderte er leutselig; „Neben kann krank werden, und ich gönne dem jungen Herrn gerne die Ruhe, derer er bedarf. Ich wollte nur eine Frage an Sie richten, Herr Winkel. Unser Buchhalter Starke, der sofort die Kasse übernimmt, hat eine Entscheidung gemacht, die ich mir nicht erklären kann. Sagten Sie mir nicht gestern Abend, daß Schirmer und Söhne die Wechsel eingelöst hätten?"

Hugo blinnte seinen Kopf betroffen an. „Dreißigtausend Taler — ja wohl," antwortete er, sichtbar verwirrt. „Dreißig hundert Banknoten — jedes zu tausend Taler — liegen im Tresor des eisenen Geldschrankes."

„Haben Sie die Banknoten wirklich horthin gelegt?" fragte der Commerzienrat. „Bestimmen Sie sich, es wäre ja möglich —"

„Nein, nein, ich weiß das ganz genau."

„Aber sie liegen nie, mehr dort." „Gütiger Himmel!" rief Frau Winkel entsetzt. „Hugo bestimme Dich! Du mußt gleich hingehen, um zu suchen: es wäre ja schrecklich, wenn auf Dich ein Verdacht fiele."

Der junge Mann war auf einen Stuhl niedergesunken. Er strich mit der Hand über die Stirne, auf welcher große Schweißtröpfchen perlten.

„Ein Verdacht? Auf mich?" sagte er mit zitternder Stimme. „Herr Commerzienrat, treiben Sie keinen Scherz mit mir; ich werde keine Ruhe finden, bis ich Alles erjagt habe."

Der Bankier zog die Brauen hoch hinauf: ein strenger

zürnender Blick traf aus seinen dunklen Augen den Kassierer, der das Haupt nicht zu erheben wagte.

„Also hätte ich mich doch in Ihnen getäuscht!" erwiderte er in herbem Tone. „Das also wäre Ihr Dank für mein Wohlwollen, für meine Freundschaft, für mein Vertrauen?"

„Hugo!" rief die Mutter.

„Wir sind beide zu bedauern, Frau Winkel," fuhr der Commerzienrat fort; „denn alle Liebe, die wir an diesem jungen Manne verschwenden haben, trägt uns nur Unbarm ein. Zu welchem Zwecke bedürften Sie einer so großen Summe? Und wie können Sie glauben oder nur hoffen, daß Sie jemals in die Lage kommen werden, das Geld zu erheben?"

„Ich habe mich vergangen — ich bekenne es offen," erwiderte Hugo leise, „es war ein leichtsinniger Streich, für den ich bitter büßen muß. Ich war darauf gefaßt: ich erwartete mit Sicherheit einen günstigen Ausgang, und die Verhältnisse zwangen mich, den Schritt zu tun, der überdies kein Wagnis zu sein schien."

„Daraus werde ein Anderer klug," sagte der Bankier ungeduldig; „dreißigtausend Taler zu unterschlagen nennen Sie kein Wagnis?"

„Wer behauptet, daß ich diese Summe unterschlagen hätte," fuhr Hugo in fliegender Erregung fort.

„Sie selbst haben es ja zugestanden. Das Geld ist verschwunden, von einem gewaltsamen Einbruch keine Spur zu entdecken."

„Und Du verteidigst Dich nicht gegen diese furchtbare Anklage?" fragte die Mutter mit gepreßter Stimme. „Sag mir, daß Du schuldlos bist, Hugo, und ich glaube Dir."

„Was soll ich sagen?" erwiderte er dumpf. „Wenn ich erzähle, was mir gestern Abend begegnet ist, wer wird mir glauben?"

„Erzählen Sie!" befahl der Commerzienrat, das Kinn auf den Eisenheftknopf seines Stuhles stützend.

Hugo strich mit der Hand das blonde Haar von der feuchten Stirne zurück und blickte einige Sekunden lang finster vor sich hin.

„Verhältnisse, die ich nicht näher erörtern kann, zwangen mich, alles aufzuwiegen, um mir eine Summe von 2000 Talern zu verschaffen," begann er. „Fragen Sie nicht nach den Gründen, ich darf sie nicht nennen; ich habe Schweigen gelobt und muß mein Wort halten. Tag und Nacht beschäftigte mich der Gedanke, wie ich es ermöglichen könne, dieses Geld zu erlangen. Meine Mutter konnte es mir nicht geben, und Ersparnisse habe ich nicht; mein Gehalt reicht eben aus, meine und meiner Mutter Bedürfnisse zu bestreiten und dem Bruder dann und wann einen Zuschuß zu seinem knappen Solde zu geben. Mein Onkel, der Werber Vertram Winkel, ist

zwar wohlhabend, aber auch geizig; ich hätte ihm den Zweck des Taschens nennen müssen, und das durfte ich nicht. Und mein anderer Onkel, der reiche Güterbesitzer von Weilen, will von der Familie seiner Frau nichts wissen; Frau von Weilen aber, die Schwester meiner Mutter, ist uns gegenüber ebenso adelsstolz, wie ihr Gatte. Ich durfte weder hier noch dort antworten; unterlag es doch für mich keinem Zweifel, daß ich mit verlegenden Bemerkungen abgewiesen würde. Und dennoch mußte ich bis zu einem gewissen Termine das Geld haben. Vorgerichtet: am Abend, als ich aus Ihrem Hause heraustrat, Herr Kommerzienrat, gestellte sich ein sein geleiteter Herr zu mir, der in französischer Sprache einige alltägliche Worte an mich richtete. Ein Wort gab das andere; er wich nicht von meiner Seite, und im Laufe des Gesprächs fragte er mich plötzlich, ob ich geneigt sei, ohne Mühe und Gefahr auf ehrlichem Wege zehntausend Francs zu verdienen. Eine solche Frage erweckt natürlich immer Mißtrauen; ich ging auch nicht sofort auf den Vorschlag ein, aber die Mitteilungen, welche mir der Fremde hierauf machte, begeisterten meine Gedanken.

„Er sagte mir, er sei ein Franzose und politischer Flüchtling. Französische Polizeigagenten verfolgten ihn; sobald sie ihn fänden, würde er verhaftet, von unserer Regierung ausgeliefert und nach Cayenne transportiert. Ich konnte wohl begreifen, daß er jedes Opfer bringe, um diesem Schicksal zu entgehen. Seine Barschaft bestünde aus Tausend-Francs-Billetts. Es mache immer Aufsehen, wenn man ein solches Billet wechseln lasse; er wage dies um so weniger, weil er aus sicheren Anzeichen wisse, daß er beobachtet werde. Er hätte auch nicht den Mut, zu einem Bankier oder Wechsel zu gehen. Kurz — er wußte mir seine Lage so glaubwürdig zu schildern, daß ich keinen Grund fand, die Wahrheit seiner Mitteilungen zu bezweifeln.“

„Er besaß zwanzig Tausend-Francs-Billetts, die er mir für dreitausend Taler anbot. Die Scheine waren echt — er gab mir einige, die ich einer genauen Prüfung unterzog. An diesem Geschäft konnte ich zweitausend Taler verdienen; wenn ich es machte, so war ihm und mir geschloffen. Nach kurzem Nachdenken entschloß ich mich dazu. Ich konnte die dreitausend Taler in deutschem Gelde aus unserer Kasse nehmen und sie später in französischem Gelde wieder hineinzulegen; ich glaubte, diese Erlaubnis mir nehmen zu dürfen.“

„Gestern Abend wollten wir in einem kleinen Wirtshaus, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt, wieder zusammentreffen. Ich fand nichts Befremdendes darin, daß der Fremde diesen Vorschlag machte, zumal er behauptete, daß er in dem Gasthofe, wo er abgestiegen war, beobachtet würde. Mit dem Gelde in der Tasche trat ich den Weg an, der durch ein Gehölz führte. In diesem Gehölz begegnete mir der Fremde. Er behauptete, schon im Wirtshaus gewesen zu sein; es sei dort zu belebt, und er wünsche aus mir bekannten Gründen, das Geschäft ohne Zeugen abzumachen. Damit hatten wir einen Pfad eingeschlagen, der in das Gehölz hineinführte. Der Fremde holte sein Portefeuille aus der Tasche, nahm die Scheine heraus und zählte sie. Eherzogen meinte er, er habe auch Sorge, getragen, daß es kein trodenes Geschäft werde. Mit diesen Worten zog er aus seinem Leberrock eine versiegelte Borse aus, die er entlockt und mir überreichte.“

„Wir hatten uns mitten im Gehölz auf einem Baumstumpf niedergelassen. Ich befand mich in einer unbeschreiblichen Aufregung, und nichts Böses ahnend, trank ich herzhaft aus der Flasche. Jetzt sollte das Geschäft erledigt werden, aber ich hatte das Geld kaum aus der Tasche geholt, als mir plötzlich die Sinne schwannten. Was dann weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Als ich erwachte, war es Nacht; ich lag auf

der feuchten Erde, in der Kopf drohte mir zu zer springen. Ich raffte mich auf — meine Taschen waren leer; man hatte mir außer der Uhr und meinem Siegelring alles geraubt. Jetzt war es mir unbegreiflich, wie ich so leicht zu haben sein könnte. Die Neue kam zu spät. Daß der Verbrecher die mir gestohlenen Schlüssel benutzen könne, um unsere Kasse zu berauben, ahnte ich nicht. Ich vermehrte diese Schlüssel erst heute Morgen, und da ich nicht wagte, Ihnen dies alles einzugeschicken, so ließe ich mich krank melden.“

Hugo schwieg. Seine Mutter lag schluchzend in der Sofaede und hielt das Taschentuch vor die Augen. Der Kommerzienrat schüttelte mit verzweifelter Miene das kahle Haupt, und der strenge Zug, welcher seine Mundwinkel umgibt, ließ erkennen, daß er für dieses Vergehen keine Entschuldigung fand.

„Das klingt wie ein Märchen“, sagte er mit scharfer Betonung; „und verhält sich alles so, wie Sie berichtet haben, dann könnte ich Ihre Leichtgläubigkeit nicht begreifen. Haben Sie die nötigen Schritte getan, um jenen Gauner zu ermitteln?“

„Es geht noch nicht“, erwiderte Hugo kleinlaut. „Und Sie denken nicht einmal daran, daß dies augenblicklich geschehen müsse?“

„Ich fürchtete das Geständnis.“

„Ob heute oder morgen — einmal mußten Sie es machen! Was soll nun geschehen? Sie hätten nie geglaubt, daß Sie mir vertrauen so sehr mißbrauchen, mir mit solchem Lügner lohnen könnten! Ich will Sie nicht an das Wohlwollen erinnern, das ich Ihnen schenkte, nicht an die Freundschaft, mit deren Beweisen ich Sie überhäufte — Sie können das Alles selbst sich sagen.“

„Ihre Vorwürfe sind gerecht, Herr Kommerzienrat“, unterbrach ihn Hugo; „ich weiß, daß ich Ihr Vertrauen verloren habe und für meinen Leichtsinn bitter büßen muß; aber nur um Eines möchte ich Sie bitten: zweifeln Sie nicht an der Wahrheit dessen, was ich Ihnen mitgeteilt habe. Ich werde mir keine Ruhe gönnen und den Gauner suchen.“

„Dürfen Sie hoffen, ihn jetzt noch in der Stadt zu finden? Er ist mit seinem Raube längst über alle Berge, und so lange Sie ihn nicht finden, wird Niemand an ihr Märchen glauben. Waren Sie leichtsinnig und gewissenlos genug, dreitausend Taler aus der Ihnen anvertrauten Kasse zu nehmen, weshalb hätten Sie Bedenken tragen sollen, eine größere Summe zu unterschlagen?“

„Das waren harte Worte“, sagte Frau Winkel mit zitternder Stimme; „aber Hugo hat sie verdient. Deshalb trauest Du nicht mir Deine Sorgen an? Ich hätte mit Dir die Sache beraten und Dich vor dem verlockenden Anerbieten jenes Betrügers gewarnt.“

„Und ich hätte ihm die Summe gerne vorgestreckt, wenn er vertrauensvoll zu mir gekommen wäre“, fügte der Bankier hinzu. „Ich hatte auf ihn alle meine Hoffnungen gebaut — eine glänzende Laufbahn lag vor ihm; ich würde — aber genug davon! Meine und seine Hoffnungen sind durch dieses Ereignis vernichtet.“

Hugo blidte ihn starr an: ein tiefer Seufzer ent rang sich seiner schwer bedrückten Brust.

„Ich darf nicht reden“, sagte er, „Ihre und Erziehung eines Andern hängen davon ab, wenn ich darüber nachdenke, so fühle ich mich dem Wahnsinn nahe.“

Er war von seinem Sitz aufgesprungen; aus seinen verzerrten Zügen grüßte Angst und Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Affe im gräflichen Wappen.

Eine rheinische Sage, erzählt von H. Dästerhoff.

Die Ruinen eines alten Grafschlosses in der Rhein- gegen weichen oberhalb des Schlosses ein wohlhaltendes Hochreiter auf, das in Stein gehauen einen Affen darstellt, der einen Apfel in der Hand hält und sich offenbar Mühe gibt, dadurch und durch seine Grinassen ein kleines Kind zu belustigen, das gleichfalls auf dem Relief zu sehen ist. Auch im Wappen des ausgestorbenen Grafschlosses war der Affe verewigt.

Was hatte es mit diesem Affen für eine Bewandnis? Wie die Lokalsage zu melden weiß, deutet der Affe im Torrelief sowohl wie der im Wappen auf ein Ereignis hin, das sich hier vor einer Reihe von Menschenaltern auf diesem Schloße zugegetragen hat. Der damalige Schlossherr hatte seine junge Gemahlin durch den Tod verloren. Des trauernden Gatten einziger Trost in seinem tiefen Kummer war sein Kind, ein helbes Knäblein, und er tat alles, was in seinen Kräften stand, um es als teures Vermächtnis seines geliebten Weibes am Leben zu erhalten. Das Knäblein wurde in dem ganzen alten Bau wurde zum Kinderzimmer bestimmt, und zur Pflegemutter erhielt er die zuverlässigste und wohl- angesehenste alte Witwe, die sich auf des Grafen Gütern vorband. Als Spiegelexamen aber wurde dem Knäblein ein großer, zahmer Affe überwiesen, der schon der frühverstorbenen Gräfin gehört hatte.

Da saßen nun die drei, Kind, Pflegemutter und Affe, taugaus lagen zusammen in dem prächtigen Schloßgemach mit der weiten, sonnigen Aussicht und vertrugen sich aufs beste miteinander. Die Alte versah ihr Amt mit aller Treue, der Knabe gedieh vortrefflich dabei und der rauhhaarige Geselle, der seinen Platz auf einer Stange umweit des Fensters hatte, ver- suchte in seiner drolligen Weise mit zur Unterhaltung und Be- lustigung des kleinen Grafschloßknäbchens beizutragen. Daneben aber beschäftigte sich das kluge Tier damit, unaufhörlich seine gute Freundin, die alte Witwe, zu beobachten, wie sie treulich und geduldig ihren oft recht unruhigen Pflegling abwartete, bis ihr, wenn er endlich schlief, von selbst die guten, müden Augen zufließen.

Eines Tages, als Kind und Wärterin wie gewöhnlich in tiefem Schlummer lagen, padte den Affen eine unwiderstehliche Neugier. Er sprang von seiner Stange herab, ergriff das schlafende Knäblein und schlich damit zur Tür hinaus, ohne daß die Alte es bemerkte.

Wie groß war ihr Entsetzen, als sie beim Erwachen inne wurde, daß das Knäblein leer und ihr Pflegling verschwunden war! In der furchtbaren Voraussetzung, daß der Knabe, der sich in der Nähe aufhielt, den Knaben geraubt haben mußte, rannte sie, so schnell ihre alten Beine sie tragen wollten, davon, um durch den Wald, der sich an das Schloß anlehnte, die nächste Ortschaft zu erreichen, wo nach den Erzählungen reisender Kauf- leute die Zigeuner ihr Wesen trieben. Bitterst gelang es ihr noch, ihnen das so ängstlich gehütete Grafschloß wieder abzu- nehmen.

Als sie aber so dahinstürmte, war es ihr auf einmal, als höre sie ihren kleinen Liebling vergnügt lächen. Wie angewurzelt blieb sie stehen und lauschte. Wirklich, etwas seitlich von dem Waldpfade, den sie benutzte, vernahm sie seine wohlbekannte, kindliche Stimme. Auf den Beinen schlich sie der Stelle näher, woher diese willkommenen Laute zu ihr drangen. Jetzt hatte sie nur noch das dicke Laubwerk des Unterholzes auseinander- zubiegen und jetzt — ja, jetzt bot sich ihr der drolligste Anblick, den sie in ihrem ganzen Leben gesehen. — Da saß nämlich in weichem, grünen Moos wohlbehaltene ihr kleiner Hugo, neben ihm aber kniete der große Affe, schnitt eine liebenswürdige Grimasse, ließ vor den Augen des Knäbleins erst den rotbäugigen Apfel, dann die Milchflasche tanzen, die er aus dem Kinderzimmer mitgenommen hatte, verdeckte den eben nicht gebrauchten Gegen- stand solange hinter seinem Rücken und beugte während dieser Vorstelllung den Oberkörper abwechselnd nach rechts und nach links, kurz kopierte in seinem ganzen Gebaren, im Ausdruck und in jeder Bewegung naturgetreu die alte Wärterin, die er täg- lich so aufmerksam beobachtet hatte. Daß diese große Mühe hatte, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, kann man sich denken. Es war ihr nicht anders zumute, als sehe sie ihr Bild in grotesker Verzerrung von einem Spiegel zurückgeworfen.

— Und nun änderte sich auf einmal das Bild. Hugo bekam den Spas fall, die fremde Umgebung mochte ihn ängstigen oder er vernachte die Wärterin, kurz: er stimmte ein erbärmliches Ge- schrei an. Unwillkürlich wollte die Wärterin die Zweige des

Strauchwerks auseinanderreißen und auf ihren Liebling zu- stürzen, als sie wiederum von dem Benehmen des Tieres auf ihrem Laufschritts festgehalten wurde. Es nahm mit der ernsthaftesten Miene von der Welt den weinenden Knaben auf den Arm, wiegte ihn auf und nieder, schritt zugleich auf dem Moostepich hin und her und brachte all die kleinen Eigentüm- lichkeiten seines Vorbildes auch hierbei zum Ausdruck. Und als dann das Kind eingeschlagen war, legte der Affe es behutsam auf den Waldboden, tat, als ob er es sanft zudecke und setzte sich daneben auf einen vom Biß gefüllten Baumstamm. Dort senkte er den Kopf auf die Brust, schloß die Augen, beugte mehr- mals den Oberkörper nach vorn, richtete ihn mit einem Ruck wieder auf, kurz, ahmte alles nach, was die verborgene Zu- schauerin nach dem Entschlummern ihres Herzblättchens zu tun pflegte und führte seine Rolle so getreulich durch, daß er auch darüber einschlief.

Und da begegnete ihm daselbst, was er in seiner Redlust vorher der schlafenden Pflegemutter angetan hatte: das Kind wurde ihm geraubt. Der tierische Wärter aber schlief weniger fest, als damals die alte Frau geschlafen hatte, die jetzt mit dem süß ruhenden Jungen glücklich davon schlief. So vorsichtig sie sich dabei anstellte, der Affe erwiderte dennoch davon und machte Miene, sich wütend wie eine Wärlin, der ihr Junges ge- stohlen wird, auf den Räuber zu stürzen, es ihm zu entreißen. Im selben Augenblick aber erkannte er, wen er vor sich hatte und sah ein, daß seinem Schling von dieser Seite nichts Böses geschehen werde. So begnügte er sich damit, die alte Wärterin und das Kind mit süßen Sägen zu umspringen und beide nach Hause zu begleiten.

Unterdes hatte aber der Graf seinen Sohn besuchen wollen, und als er weder ihn, noch die Wärterin, noch den Affen vorfand, dazu das Bettchen wie das Zimmer in Unordnung sah, ahnte ihm nichts Gutes. Er schickte seine Diener aus, die einen nach der, die andere nach jener Richtung, die Vermissten zu suchen. Bald stießen sie mit diesen zusammen.

Die Wärterin hatte ja eigentlich von dem ganzen Vorfall nichts verraten wollen. Als aber der geängstigte Schlossherr sie scharf ausfragte, mußte sie wohl oder übel mit der Sprache herausrücken.

Der Graf war zuerst außer sich über die Unzuverlässigkeit der Frau, der er sein Liebes anvertraut hatte. Als sie ihm aber, ohne eine Verschleiierung ihrer kleinen Schwächen, vor- machte, wie der schlaue Affe ihr ganzes Gebahren nachgeahmt hatte, mußte er so lachen, daß er seinen Berger und Kummer vergaß und ihr alles vergab.

Gegen den Affen aber empfand der Graf eine förmliche Dankbarkeit. Er sagte sich, das wasche eine mutige Tier würde den kleinen Hugo vor den Zigeunern oder irgend welchen anderen Feinden beschützt haben, die sich den Schlaf der Alten zumute gemacht und das Kind zu entführen versucht hätten. Aus dieser Dankbarkeit heraus beschloß er, ihn sowohl im Familienwappen wie auch am Schloßportal zu verewigen und ein geschädter Steinmeß mußte die Geschichte in dem Relief darstellen, das noch heute an der Schloßruine über dem Eingangstor zu sehen ist.

Sein Geburtstagstuchen.

Gumoreste von Clara Dästerhoff.

„Mein, weißt du, Frau, das Honorar für deine berühmten Kochstunden kannst du dir wiedergeben lassen“, erklärte Georg Arnold, als seine junge Frau, obgleich sein Geburtstag war und sie sich viel Extramühe gemacht hatte, wie gewöhn- lich nicht nach seinem Geschmad gekostet und gebaden hatte. „Wollte doch der Himmel, es gelänge dir auch nur ein einziges Gericht! Das soll nun z. B. ein Kirchstuchen sein! Es gibt nichts in der Welt, was ich so gern esse wie Kirch- stuchen, aber natürlich, es muß ein wirklicher Kirchstuchen sein. Was du mir hier wieder vorstichst, schmeckt ungefähr wie nasse Sägespäne. Du hättest meiner Mutter Kirchstuchen dagegen kosten sollen. Das war doch noch ein Kuchen.“

Die junge Frau Arnold sah mit ziemlich verärgertem Ge- sicht dabei, während ihr Gatte diese Standrede losließ. Sie hatte von der Sorte schon eine gute Portion zu hören ge- kriegt. Jetzt fuhr sie auf: „Deine Mutter, nun ja, das keine ich schon! Immer und immer deine Mutter! Ich wünschte nur, sie hätte dir etwas besseres beigebracht, als immer zu kritisieren!“

„Du meinst, mir meine Kuchen selber zu backen“, und dann, der Eingebung des Augenblicks gehorchend, fuhr er fort und zuversichtlich fort: „Was das anbelangt, weißt du, einen